

Meinen Eltern

In den 1950er und 1960er Jahren wuchs Christoph Müller in einem nordhessischen Dorf auf, lebt seit über 40 Jahren in Berlin. Er ist Soziologe und Pädagoge, verdiente sein Geld in den 30 Jahren vor seinem Ruhestand als Manager in der IT-Industrie. Vor zwei Jahren entdeckte er das Schreiben von Texten für sich ...

In diesem Büchlein finden sich zwölf seiner Texte aus diesen zwei Jahren, einige sind autofiktional, andere weniger. Sie handeln von Kindheit, Liebe, Tod, Gerätschaften, Fußball, Frieden, Krieg, Reisen, der großen Stadt, dem kleinen Dorf, komischen und tollen Menschen – also eigentlich von allem – und immer wieder von den kleinen alltäglichen Dingen, die im besten Fall viel darüber aussagen, wer und wie wir sind.

Neben dem Schreiben fotografiert Christoph Müller gerne. Weitere Informationen, Texte, Fotos zu den Texten und einfach nur Fotos der letzten Jahre finden sich auf seiner Website ...

www.christoph-mueller.work ...

Christoph Müller

Fingerübungen

Erste Texte



© 2024 Christoph Müller

Website www.christoph-mueller.work
E-Mail mail@christoph-mueller.work

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5,
22926 Ahrensburg, Germany

ISBN

Softcover 978-3-384-42540-9

Hardcover 978-3-384-42541-6

E-Book 978-3-384-42542-3

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors zu erreichen unter: Christoph Müller c/o Block Services, Stuttgarter Str. 106, 70736 Fellbach, Germany.

Inhaltsverzeichnis

Augen	7
Loreley	10
Sein Apple Car	19
Genly Ai, ich.....	25
Annalena Baerbocks Hände	29
Sechsundfünfzig	36
Hidden Champions.....	42
Be more violent.....	46
24 Stunden.....	56
Magda	73
Der unerbittliche Reisebegleiter	76
Tante L. und das Feuer im Wald.....	79

Augen

Es war früher Nachmittag an einem grauen, etwas nebeligen Tag. Sie waren verabredet in einem kleinen Café in einer ruhigen Seitenstraße. Er steckte in einem seiner Projekte fest, brauchte einen frischen Blick von außen, von jemandem, der sich auf Design versteht. Ein Freund hatte sie empfohlen: „Sie ist wirklich gut, aber suche nicht online nach ihr, du wirst nichts finden. Sie ist sehr speziell, aber das gefällt Dir ja.“

Sie trafen fast gleichzeitig im Café ein. Sie stand vor ihm am Tresen und blickte unschlüssig auf die Wandtafel mit dem Angebot. Er wusste nicht, wie sie aussah. „Sind Sie es?“ fragte er einfach. „Ja, ich bin es“, antwortete sie ebenso einfach und wandte sich ihm zu. Ihr Gesicht hatte eine ovale, weiche Form mit akzentuierten Jochbeinen, Haare kurz, glatt und links gescheitelt, Augen groß, etwas geschlitzt, tiefbraune Farbe, Augen, die ihn von diesem Moment an fesselten. Sie strahlten Weisheit, Konzentration, Ruhe und Güte aus. Eine Mischung, die er so noch nie erlebt hatte.

Sie setzten sich an einen kleinen Tisch am Fenster, bestellten je einen Americano und zusammen eine Flasche Wasser „mit“. Er begann, ihr von seinem Projekt zu erzählen: was er damit erreichen wollte und wo er gerade steckte und nicht weiterkam. Sie hörte zu, stellte einige Fragen,

aber das alles fand routiniert und irgendwie äußerlich statt. Von Anfang an waren ihre Augen ineinander versunken, ohne Scheu und Rücksicht. Es war wie ein Strudel, in dem andere, innige Bilder entstanden.

Er sah, wie sie auf einem leeren Blatt Papier eine lange, geschwungene Linie zeichnete. Er sah, wie er diese Linie behutsam mit seinem Mittelfinger auf ihrem ausgestreckten Rücken entlang ihrer Wirbelsäule nachzeichnete. Er sah, wie sie auf ihm saß, sich kaum bewegte und ihm tief in die Augen blickte, mit diesem unergründlichen Blick, in dem alles war, mehr als er fassen konnte. Er sah, wie sie zusammen stundenlang an einem Aussichtspunkt über dem Meer saßen, das Spiel von Licht, Wolken und Wasser verfolgten, nichts redeten, nur die Schulter des anderen an der eigenen spürten. Er fragte sich, ob sie mit in dem Strudel war.

Die Tonlage ihrer Stimme änderte sich. Es ging nicht mehr um Stile, Farben oder visuelle Aussagen. „Du wirst dich entscheiden müssen,“ sagte sie, ihm weiter tief und ohne Unsicherheit in die Augen sehend. Es ging nicht um einen Beratungsauftrag. Ihre rechte Hand schob sich über den Tisch in seine Richtung. Seine rechte Hand kam ihrer entgegen, bis sich ihre Fingerspitzen leicht berührten. „Ich bin zu alt für Dich!“ entgegnete er reflexhaft. „Du beleidigst mich. Das ist nicht der Grund!“ wurde sie fast streng, während sich in ihren Augen eine Nuance von Traurigkeit zeigte. Er atmete tief durch, versuchte noch tiefer in ihren

Augen zu lesen. „Ich bin meiner Frau tief verbunden über viele Jahre und viele gemeinsame Erlebnisse. Das ist wahrscheinlich das, was man Liebe nennt.“

Sie zog ihre Hand nicht zurück. In ihren Augen mischte sich zur Traurigkeit etwas Gewisses. „Das ist schade, wirklich sehr schade. Aber hättest du anders geantwortet, wärst Du nicht der, den ich sehe.“ Ihr Blick fiel kurz auf den Ring an seiner linken Hand. Sie schwiegen, die Hände blieben in sanfter Berührung, die Augen tief ineinander verschrankt. Nach einer Weile zog sie langsam ihre Hand zurück. „Ich kann nicht für dich arbeiten.“ Einen Moment später lösten sich ihre Augen aus seinen, sie stand auf, zog ihre Jacke über, ging zum Ausgang, öffnete die Tür, warf ihm mit einem leichten Kopfnicken einen letzten Blick zu und verschwand.

Benommen saß er am Tisch, die Hand noch immer ausgestreckt, nun allein. Langsam zog er sie zurück, fand zu sich. Er spürte, dass er gerade etwas ganz Besonderes, einen ganz besonderen Menschen erlebt hatte. Traurig, aber zugleich froh und bereichert, wusste er, dass alles richtig war. Er würde sie nicht vergessen. Er stand auf, zahlte, trat auf die Straße, warf einen kurzen Blick in den grauen Himmel und ging zur nächsten U-Bahn-Station. Kurz dachte er an sein Projekt. Plötzlich war ihm klar, wie er weiterkommt, was er zu tun hat. Sein Freund hatte recht gehabt.

Geschrieben im November 2024

Loreley

Leonard hatte den Felsen Loreley am Rhein noch nie besucht und sich kein Bild von der Nixe gemacht, die Männer ins Verderben lockt. Die Frau vor ihnen trug ein Namensschild mit der Aufschrift "Loreley". Sie erinnerte weniger an eine Nixe, mehr an einen Felsen – einen freundlichen, zugewandten Felsen, an dem man nicht einfach vorbeikommt. Aber der Reihe nach.

Vor einer halben Stunde waren sie in ihrem Hotel in Moncton angekommen, einer der größeren Städte der kanadischen Provinz New Brunswick. Moncton bot wenig Charme, aber eine gute Infrastruktur mit Geschäften und Hotels für Einheimische und Durchreisende. Sie wollten in der Umgebung einige Sehenswürdigkeiten besuchen, hatten dort jedoch keine nette Unterkunft gefunden und sich daher für dieses Hotel entschieden: Große Zimmer mit großen Betten, ein großer Pool, eine passable Bar mit kleinen Snacks, aber alle Räume waren für ihren Geschmack zu stark heruntergekühlt und kein Fenster ließ sich öffnen. In den USA hatten sie solche Hotels oft als seelenlos erlebt. Doch hier sollte es anders sein. Es war Kanada, nicht die USA.

Es begann am Check-In. Der junge Mann, der sie bediente, wirkte ausnehmend smart: groß, schlank, dunkle Haut, feingeschnittenes Gesicht, feingliedrige Hände, gutsitzender schwarzer Anzug, weißes Hemd, korrekt sitzende schwarze

Krawatte, große, freundliche Augen mit einem Hauch von Spott. Leonard stellte sich vor, dass er aus Martinique stammte. Vor Jahren hatte sie auf einer Reise durch Costa Rica ein Paar von dort kennengelernt, das ähnlich aussah und die gleiche entspannte, freundliche Ausstrahlung hatte. Sprachlich war es für ihn sicher kein Problem, das verrückte Arcadian-French zu verstehen, das hier gesprochen wurde.

„Was kann ich für sie tun?“, fragte der junge Mann. Leonard spürte, dass er zu einem kleinen Scherz aufgelegt war. „Eigentlich möchten wir ein Zimmer für die nächsten beiden Nächte, aber vielleicht haben sie ja ein besseres Angebot für uns?“ „Für die erste Nacht habe ich tatsächlich etwas für sie,“ antwortete der Hotelmitarbeiter. „Heute gibt es in der Bar zu jedem Bier ein Stück Pizza aufs Haus, und die Bar bleibt die ganze Nacht geöffnet. Aber das müssen sie sicher mit Ihrer Frau besprechen.“

„Da gibt es nichts zu besprechen,“ schaltete sich Sarah ein. „Ich will in einem netten Zimmer und nicht in der Bar übernachten. Haben sie da etwas Passendes für uns?“ Der junge Mann lächelte sie an und wandte sich dann wieder Leonard zu: „Monsieur?“ „Wir machen das, was meine Frau empfiehlt,“ entgegnete Leonard. „Sie sind ein kluger Mann!“ antwortete der Mitarbeiter. Alle lachten etwas lauter als gewöhnlich. Aus dem Augenwinkel bemerkte Leonard im zum Teil einsehbaren Büro hinter dem Check-In eine

Bewegung. Jemand guckte interessiert um die Ecke. In Leonards Gedächtnis blieben nur die farblichen Elemente schwarzer Anzug und blaue Bluse hängen.

Der junge Mann wandte sich Bildschirm und Tastatur zu und prüfte, wie er helfen konnte. Dann begann ihr übliches Spiel: Das erste Zimmer war nicht gut genug, also zurück zum Check-In, Probleme schildern, Wünsche äußern, im System nach einem neuen passenden Zimmer suchen und so weiter. Der junge Mann blieb nicht nur freundlich und geduldig, sondern schien das Hin und Her sogar zu genießen. Im Hintergrund blitzten immer wieder Schwarz und Blau auf.

Schließlich konnten sie das Zimmer beziehen, in dem sie sich die nächsten zwei Tage wohlfühlen sollten: oberstes Stockwerk, Blick über den ruhigen Hauptplatz des Stadtteils nach Westen, also mit Sonnenuntergangspotential. „Ihr“ Mitarbeiter hatte ihnen sogar den Tipp gegeben, dass am Wochenende alle Parkplätze am Platz kostenlos sind – im Gegensatz zu den hoteleigenen Plätzen in der Tiefgarage. Und die Pizza aufs Haus gäbe es natürlich auch für Hotelgäste wie sie.

Sie parkten ihren Mietwagen im Blickfeld ihres Hotelzimmers und gingen mit ein paar letzten Sachen in der Hand zu ihrem Zimmer. Kurz vor dem Fahrstuhl versperrte ihnen „Schwarz-Blau“ den Weg. Eine kräftige, hellhäutige Frau im schwarzen Hosenanzug und blauer Bluse, mit rundlichem Gesicht und hochgebundenem Haar. Ihre

Fingernägel waren bunt und aufgeklebt, die Wimpern dunkel und ebenfalls aufgeklebt, das Make-up kräftig.

„Ich bin der diensthabende Manager on Duty. Wie geht es Ihnen? Sind sie mit allem zufrieden?“ fragte sie. „Danke der Nachfrage. Wir sind sehr zufrieden. Ihr Kollege am Check-In hat das prima gemacht und unser Zimmer gefällt uns sehr gut“, antwortete Leonard lächelnd. Die Frau blickte zu ihm und dann zu Sarah. „Sie sind deutsch, ja?!“ Es war eine Feststellung, keine Frage. „Ja, wir kommen aus Deutschland. Woran haben sie das gemerkt?“, entgegnete Sarah. „Ach, ich habe sie miteinander reden gehört und dachte mir, das ist Deutsch. Sehen sie hier meinen Namen.“ Die Managerin zeigte auf ihr Namensschild, das auf ihrer rechten Brust thronte. Da stand einfach „Loreley“.

„Oh, das habe ich noch nie als Vornamen gesehen“, wunderte sich Leonard. „Ich selbst war auch noch nie an der Loreley. Wissen sie, was der Name bedeutet?“ „Ja, ich bin die schöne Nixe, die den Männern Verderben bringt!“, lachte sie mit einem gekonnten Augenaufschlag, der nicht ohne Selbstironie war. „Wie sind sie denn zu dem Namen gekommen? Das ist doch kein gebräuchlicher Name, weder hier noch in Deutschland.“ „Ich bin Schottin.“ Das hörten sie auf ihrer Reise oft. Die Menschen begriffen sich als Kanadier, waren danach aber sofort Schotten, Iren, Franzosen, Indianer und so fort. „Und meine kinderlose Tante hat Deutschland bereist und fand den Namen

,Loreley' so ansprechend, dass sie unbedingt wollte, dass eine ihrer Nichten ihn trägt. Mich hat es dann erwischt.“

„Das ist ja verrückt. Jetzt mussten wir so weit reisen, um jemanden mit diesem schönen Namen zu treffen“, stellte Leonard fest, teils zu Sarah und teils zu Loreley gewandt. „Ja, so ist das manchmal. Hier wird Ihnen schon einiges geboten!“, lachte sie schallend, und alles an ihr bebte. Sie hob die Hand zu einem kurzen, verabschiedenden Gruß, drehte sich um und ging Richtung Bar und Terrasse, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Sarah und Leonard gingen später zur Bar, bestellten je ein Bier und erhielten zwei Pizzen gratis dazu. Das Bier kam in richtigen Gläsern, die Pizzen auf Porzellantellern. Der Barmann – schwarzes Hemd, schwarze Hose, schwarze Schuhe – hatte helle Haut, rötliche Haare und ein unendlich trauriges Gesicht. Sie gingen mit Bier und Pizza auf die Terrasse, von der aus sie das gemütliche Treiben auf dem Hauptplatz des Stadtteils beobachten konnten. Als der Barmann herauskam und fragte, ob sie noch etwas wünschten, kamen sie ins Gespräch.

Er war Ukrainer und befand sich mit seiner Familie im Urlaub in Kanada, als der russische Überfall begann. Sie entschieden sich, in Kanada zu bleiben und erhielten problemlos eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis für erst einmal drei Jahre. Seine Frau und Kinder machten gerade Urlaub – so nannte er es – in der Ukraine. Er deutete

seine innere Zerrissenheit an: Einerseits wollte er nicht in den Krieg ziehen, andererseits fühlte er sich schuldig, seine Landsleute im Stich zu lassen. Leonard fragte nicht nach, aber er spürte, dass der Barmann aus einem anderen Grund so traurig war – Frau und Kinder wollten in der Ukraine bleiben und nicht nach Kanada zurückkehren.

Der nächste Tag war für Sarah und Leonard ein entspannter Urlaubstag, keiner dieser anstrengenden Reisetage, an denen sie über eine längere Entfernung von A nach B kommen wollten. Sie begannen mit dem gar nicht mal so schlechten Hotelfrühstück, wieder alles in Porzellan und Glas, nicht in Plastik wie in vergleichbaren US-Hotels. Dann erkundeten sie bei schönem Wetter die grandiosen Hopewell Rocks am Bay of Fundy – was für klangvolle Namen – erst bei Ebbe, dann bei Flut. Dazwischen aßen sie in einem kleinen, pittoresken Hafen, was man hier isst, Hummer.

Am Abend landeten sie wieder auf der Hotelterrasse, tranken vom ukrainischen Barmann gezapftes Bier, wechselten ein paar Worte und genossen kleine Leckereien, die sie sich aus einem Supermarkt mitgebracht hatten. Leonard staunte immer wieder, wie schnell ein Ort auf Reisen zu einem kleinen Zuhause wird.

Plötzlich rief jemand laut: „Wie geht es Ihnen?“ Dann wenig leiser: „Darf ich mich kurz zu Ihnen setzen?“ Es war Loreley. Sie sah aus wie gestern, nur trug sie heute eine lila Bluse statt einer blauen. Sie wollte wissen, ob im Hotel alles zu Ihrer

Zufriedenheit sei. Als sie hörte, dass Sie sich sehr wohl fühlten und es schätzen, dass es hier mehr Porzellan und Glas als Plastik gibt, lächelte sie zufrieden.

Leonard fragte sie nach der Personalsituation in ihrem Hotel. „Seit der Pandemie haben wir Schwierigkeiten, Nachwuchs zu finden“, antwortete sie. „Es gibt zwar junge Leute, aber ihnen fehlen zwei wichtige Jahre, in denen sie nicht gelernt haben, mit Menschen umzugehen oder offen auf sie zuzugehen. Beides sind Grundlagen in unserem Gewerbe. Wir können ihnen Abläufe und Techniken beibringen, aber ihre Persönlichkeiten zu entwickeln, überfordert uns.“ Klar und präzise. Sie sprachen danach nur kurz über die Pandemie und den Umgang damit in Kanada und Deutschland. Loreley hatte offensichtlich wenig Lust, sich die Laune verderben zu lassen.

„Wie finden sie Kanada?“, fragte sie neugierig. Sarah und Leonard erzählten von ihren vielen positiven Erlebnissen: den offenen Türen, den gesprächigen Menschen, dem guten Seafood, der großartigen Landschaft. Kurz: Sie fühlten sich wie in einem großen, schönen Dorf, nur die Preise seien im Vergleich zu ihrer Heimat etwas hoch.

Loreley lachte laut. „Vergessen sie nicht, dass sie hier in Down East sind. Wir sind ein bisschen anders als der Rest von Kanada, und der Rest sieht uns als liebenswerte Spinner. Deshalb machen viele von ihnen hier Urlaub, wie sie. Schauen sie, ich spreche schlecht Französisch und es geht.

Viele Franzosen hier sprechen schlecht Englisch und es geht. Natürlich haben wir Konflikte, aber es geht. Sie sprachen vom Plastikgeschirr in den USA – hier in Down East sind die Gräben noch lange nicht so tief wie dort. Unsere Gemeinschaften funktionieren noch recht gut.“ In diesem Moment missfiel ihr etwas ein paar Tische weiter und sie verließ Sarah und Leonard mit einem entschuldigenden Lächeln. „Dort drüben braucht es eine starke Frau!“

Am nächsten Morgen setzten Sarah und Leonard ihre Reise fort. An der Rezeption trafen sie auf eine ältere, weiße US-Amerikanerin, die gerade auscheckte. Der junge, smarte, dunkelhäutige Mitarbeiter kümmerte sich geduldig um sie. Es war der, mit dem sie bei ihrer Ankunft viel Spaß gehabt hatten. Sie warteten mit gebührendem Abstand und beobachteten interessiert das Geschehen. Die Dame hatte dies und das zu regeln. Sie war normal gekleidet und sprach höflich, aber bestimmt. Ihre Haltung zeigte klar, wer für sie das Sagen und wer ohne Widerspruch zu gehorchen hatte. Auf ihren Reisen in den USA hatten sie diese emotionale Stirktheit oft in Situationen zwischen Schwarzen und Weißen erlebt.

Wie bei ihrer Ankunft erschien Loreley im Büro hinter der Rezeption. Auch sie registrierte die Spannung. Sie zwinkerte ihnen zu, rollte mit den Augen, zeichnete kopfschüttelnd mit ihren Händen einen tiefen Graben in die Luft, winkte zum

Abschied und verschwand im Halbdunkel des hinteren Büros. Loreley, der kluge Fels von Moncton.

Geschrieben im September 2024